

„Der Wille zum Off“

Anne Peter, Theater der Zeit, Februar 2007

„Hinkemann“ von Ernst Toller
Regie Aureliusz Smigiel, Bühne Florian Guist
„Der Sandkasten“ von Michał Walczak
Regie Kai Ohrem, Ausstattung Geraldine Arnold

Für einen Geheimtipp ist das Theater Eigenreich eigentlich schon zu geheim. In den Räumen einer ehemaligen Zigarettenfabrik in einem Hinterhof in Berlin Prenzlauer Berg hat sich der Verein um den polnischen Regisseur und Schauspiel-Dozenten Aureliusz Smigiel sein ganz eigenes Reich aufgebaut. Dabei wollten die Theatermacher zunächst möglichst unter sich sein, verzichteten auf Öffentlichkeitsarbeit und setzten stattdessen auf Mund-zu-Mund-Propaganda. Seit der ersten Premiere im März 2005 spielten sie hauptsächlich vor Freunden. So verpasste die Mehrheit der Berliner Theatergänger z.B. Smigiels kraftvolle und eigenwillige Eröffnungsinszenierung von Sarah Kanes „Psychose 4.48“.

Er kommt, wie mehrere der 28 Vereinsmitglieder, eigentlich aus dem Stadttheaterbetrieb. Alle suchen sie hier nach einer Alternative zur etablierten Theaterwelt, in der die Premierentermine feststehen, die Verkaufszahlen wichtig und die Hierarchien streng sind. Es herrscht ein erklärter Wille zum Off, der jedoch weniger ästhetischen Grundsätzen als dem Bedürfnis nach anderen Strukturen und Arbeitsbedingungen entspringt – eine Sehnsucht, die auch in anderen Berliner Projekten wie dem Ballhaus Ost oder dem Radialsystem durchscheint, aber jeweils verschieden umgesetzt wird. Die Eigenreicher sprechen von der großen Harmonie unter den Leuten, die sich alle mit ihrem Spezialwissen gleichberechtigt einbringen. Das Theater solle bei sich selbst anfangen und als soziale Anstalt fungieren, in der z.B. auch der Techniker um seine Meinung gefragt wird. Dieser Idealismus ist gewissermaßen teuer erkauft: Das Eigenreich hat kein Geld, es gibt keine Gage für niemanden, das Verdienen muss anderswo stattfinden.

Doch an der Grenze zur Selbstausbeutung hat man es sich überraschend bequem gemacht: in einer gemütlichen Bar mit ausrangierten Sofas, alten Lampen, viel Kerzenlicht und in einem winzigen Theaterraum, in dem dreieinhalb geschenkte Theaterstuhlreihen stehen und der Rest mit Sitzkissen ausgelegt ist. Auch die Scheinwerfer sind großzügige Spende.

Doch allein mit ein bisschen Licht kann man viel anfangen. Das zeigt Aureliusz Smigiels Inszenierung von Ernst Tollers Kriegsheimkehrer-Drama „Hinkemann“ mit Schauspielstudenten der Ernst-Busch-Schule. Hinkemann ist wie ein Woyzeck draußen vor der Tür, dem ein Schuss die Hoden zerfetzt hat. Seine Frau Grete verzweifelt an dem Traumatisierten und lässt sich von dessen Freund Paul verführen, während Hinkemann auf Arbeitssuche geht. Die Geldnot lässt ihn einen Horrorjob auf dem Jahrmarkt annehmen. Sein Arbeitgeber ist bei Smigiel ein groteskes Medienmonster aus zwei Schauspielerkörpern im Boulevardblattkostüm, das die Devise ausschreit: „Volk will Blut sehen!“ Der Krieg wirft lange Schatten. Hinkemann findet nicht heraus aus dem Dunkel, dem der Beleuchter Florian Guist viel Raum gibt. Er taucht die Bühne in expressionistisches Licht, das die Gesichter verzerrt, seine Schattenspiele mit den drei Schauspielern treibt und dabei manche Figur erst formt. So verkörpert Claudia Eisinger nicht nur Grete, sondern in der Projektion wahlweise eine laszive Dame oder die krummrückige Mutter Hinkemann. Sie überzeugt insgesamt mit nuancenreichem Spiel, während ihren beiden Mitspielern einiges bisweilen zu groß und zu laut gerät. Nikolai Plath ist der verstört-starre bis gehetzte Hinkemann, der oft nur noch brüllen kann und dessen Worte sich manchmal nicht nur ob der kaputten Toller-Sprache ins Undeutliche verlieren. Hannes Florstedts Paul ist ein schwanzgesteuertes Großmaul mit notorisch offener Hose, der Hinkemann mit schallender Verachtung in Grund und Boden lacht. Trotz der Distanz, in die allein das verfremdende Lichtdesign das Stück rückt, wird seine Aktualität spürbar. Der Regisseur verpflanzt es nicht einfach ins gewohnte Heute und lässt den Zuschauer doch an Irak Veteranen und Kongo-Einsatz denken, an Arbeitslosigkeit und die Scham der vermeintlich „Nutzlosen“. Doch Smigiel hat Hoffnung, sein „Hinkemann“ endet nicht mit dem Selbstmord Gretes, sondern mit Blumen für den Gatten und zwei Händepaaren, die sich ganz langsam annähern, als könnte es ein Wiederanfang sein.

Der Glaube an das mögliche Gelingen menschlicher Beziehungen bricht sich auch in den anderen Spielzeit-Eröffnungs-Arbeiten Bahn. Mitreißend szenisch gelesen und musikalisch begleitet wird Tschingis Aitmatows berühmte Liebesgeschichte „Dschamilja“ aus dem tiefsten Kirgisien.

Und aus dem nicht ganz so fernen Osten hat der junge Regisseur Kai Ohrem das Stück „Der Sandkasten“ des polnischen Autors Michał Walczak in einer ideenreichen und im wahrsten Sinne verspielten Inszenierung auf die Bühne geholt. Mit einer ordentlichen Portion Sand, ein bisschen Gerümpel und Spielzeug skizziert Ausstatterin Geraldine Arnold die Buddelkiste, in der Er mit seinem Batman heiße Kämpfe austrägt. Bis sie ihn aus dem Spiel bringt und er ab jetzt mit ihr zu kämpfen hat. Sie übertritt alle Linien, die er gezogen hat, und mit ihr etwas, das ihn verunsichert, anzieht und ganz anders werden lässt, als er eigentlich wollte. Ohrem hat sich zwei großartige Jungschauspieler auf den Spielplatz geholt: Friedrich Mücke und Bettina Kerl sind beide frisch gebackene Absolventen der Ernst-Busch-Schule. Allein schon toll, wie Mücke das Spielen spielt: Mithilfe der Batman-Figur legt er Selbstgesprächs-Soli hin, die in ihrer naiven Ungefiltertheit die Verirrungen der aufblühenden Männlichkeit herrlich komisch ausstellen. Und Bettina Kerls eigentlich schon viel reiferes Mädchen greift schließlich doch strategisch zum Heulkampf, um sich die nötige Aufmerksamkeit zu ergattern. Zwischen Seifenblasen-Machen, Sand-surfen, Verlegenheits-Zigarette und einem ausartenden Puppen-Massaker gelingen den beiden auch ganz unkitschige und berührend schöne Szenen der Annäherung: Zu „I don't want to fall in love“ rieseln sie sich gegenseitig Sand auf die Körper, zu entdeckende Landschaften, die ganz abrupt unterm Kleid aufhören. Walczaks kluges Stück verhandelt nicht nur pubertäre Liebesdinge, sondern gleichzeitig die alltäglichen Macht-, Rollen- und Abgrenzungsspiele der Erwachsenenwelt. Mücke und Kerl balancieren gekonnt zwischen diesen Ebenen, man glaubt ihnen die erwachsen werdenden Kinder ebenso wie die kindischen Erwachsenen, die Espresso schlürfen, weil Entschuldigungen oder Worte zum Abschied irgendwie schwer fallen.